

**Predigttext: Koh 3,1-8**

Liebe Gottesdienstgemeinde

Vor zwei Wochen an der Basler Herbstmesse: Zum ersten Mal seit Jahren unternahm ich wieder einmal eine Fahrt auf dem Riesenrad. Der Start verlief langsam und stockend, da zuerst alle Leute ein- und aussteigen mussten. Doch dann liessen wir die Menschen auf dem Münsterplatz unter uns zurück, die Dächer entfernten sich, wir sahen auf den Rhein und weit über die Stadt mit ihren Lichtern hinweg. Auch der Lärm der Bahnen, Stände und Karussells rückte in weite Ferne. Ruhe kehrte ein, auch innerlich. Langsam näherte sich unsere Kabine dem höchsten Punkt – und dann ging es wieder abwärts, gemächlich zwar, doch unaufhaltsam. Zum Glück haben wir noch eine Runde zugute, und diesmal geht der Aufstieg schneller. Das Auge entdeckt neue Einzelheiten, die beim ersten Mal nicht so auffielen, z. B. das Dach des Münsters mit seinen farbigen Ziegeln, die Galluspforte und darüber das runde Fenster, das als Glücksrad gestaltet ist. Später schaue ich es mir vom Erdboden aus genauer an. Zuoberst im Kreis ist ein König oder eine Art Herrscher dargestellt, offenbar jemand, der vom Glück verwöhnt ist. Rechts davon Figuren, die fallen, kopfvoran die meisten, auf der linken Seite Figuren, die aufsteigen, sie gehen aufrecht oder blicken nach oben. Wenn man den Gestalten mit den Augen folgt, geht es auch hier aufwärts und abwärts, aufwärts und abwärts, wieder aufwärts usw. Die römische Glücks- und Schicksalsgöttin Fortuna ist launisch, wankelmütig. Kein Zustand im Leben ist von Dauer. Er kann jederzeit vom Gegenteil abgelöst werden.

Viele Kulturen kennen das Motiv vom Lebensrad, die Vorstellung, dass das Leben kreisförmig verläuft und aus wiederkehrenden Ereignissen besteht.

In den fernöstlichen Religionen bezieht sich diese ewige Wiederkehr nicht nur auf das einzelne irdische Leben, sondern auf die ganze Welt und auch auf das, was nach dem Tod kommt. Auf eine abgeschlossene Existenz folgt eine neue Existenz, Wiedergeburt folgt auf Wiedergeburt. Und wie beim Glücksrad am Münster wechseln sich die Umstände ab. Mal schafft man es in ein besseres Leben, mal steigt man ab in eine niedrigere Existenzform (z. B. als Tier). Eine Darstellung aus dem tibetischen Buddhismus zeigt einen Dämon, der mit seinen Zähnen und Krallen eine Scheibe hält. Die Scheibe stellt das Rad der Wiedergeburten dar und auf ihr sind die verschiedenen Lebensbereiche abgebildet, in die man hineingeboren werden kann: Der Bereich der Götter und Halbgöttheiten, ein angenehmer Ort, wie man sich denken kann, der Bereich der Menschen und Tiere, den wir alle kennen. Dann aber auch wenig angenehme Orte, wie die Welt der sogenannten Hungergeister – gequälte Kreaturen mit aufgequollenen Bäuchen – und sogar eine Hölle, in der die Menschen gekocht und mit Gabeln traktiert werden; doch ist die Hölle kein ewiger Zustand, genauso wenig wie alle anderen Wiedergeburtssorte. Das Rad dreht sich weiter. Es gibt die Chance, sich zu verbessern, aber auch das Risiko, sich zu verschlechtern. Insgesamt wird der ewige Kreislauf als anstrengend und leidvoll empfunden. Daher der Dämon, der das Lebensrad hält. Angetrieben wird das Rad von unseren Leidenschaften: Hass, Verblendung, Gier. Man könnte auch sagen: von unserem Nicht-Loslassen-Können. Es gibt aber einen Ausweg. Auf der tibetischen Darstellung führt ein Weg aus dem Rad heraus in höhere Sphären. Dort ist ein Tempel abgebildet und ein meditierender Buddha, Symbole für einen Zustand jenseits des Lebens und Strebens, Sehns, Wünschens und Leidens. Ein erlöster Zustand, ganz anders als alles, was wir im Alltag erleben. Friede und die Aufhebung jeglichen Leidens.

Derartige Vorstellungen von einer kreisförmigen Existenz mit einem Wechsel zwischen glücklichen und unglücklichen Zeiten scheinen unserer Kultur und Religion eher fremd zu

sein. Aber ganz fremd vielleicht doch nicht. So jedenfalls kommt es mir vor, wenn ich im Buch des Predigers (Kohélet) lese: „Alles hat seine bestimmte Stunde. Jedes Ding unter dem Himmel hat seine Zeit.“ Auch hier wechseln sich die Zustände ab. Nähe – Distanz, Zerstören – neu aufbauen, Sammeln – Wegwerfen, Schmerz – Heilung usw. Wie beim Glücksrad am Münster ist ein ständiges Hin und Her zu beobachten: positiv, negativ, positiv, negativ. Nichts ist von Dauer und auch Kohélet, der Weisheitslehrer aus dem 3. vorchristlichen Jahrhundert, empfindet das Leben als Wiederkehr von immer wieder Ähnlichem. „Es gibt nichts Neues unter der Sonne“, behauptet er mehrfach.

Nichts währt ewig, sagt Kohélet. Das gilt für die Dinge, die uns gefallen und uns lieb sind; das ist dann eine schmerzhaftes Erkenntnis. Es gilt aber auch für Situationen, in denen wir froh sind, dass sie nicht ewig dauern: Wenn jemand wütend auf uns ist oder wenn wir erkältet sind. Oder auch bei gravierenderen Sachen, wenn wir z. B. in eine wie auch immer geartete Krise geraten. Dann kann der Satz tröstlich sein: „Alles hat seine Zeit, nichts währt ewig.“

Kohélet beschreibt im heutigen Predigttext ganz gegensätzliche Tätigkeiten und Erfahrungen, die alle irgendwie zum Leben gehören. Nicht nur Umarmen, auch sich aus dem Weg Gehen hat seine Zeit. Behalten und Wegwerfen, Sammeln und Verlieren. Dabei tabuisiert er die negativen Erfahrungen nicht, spricht sogar vom Töten und vom Krieg, die auch eine Realität dieser Welt sind. Zum Glück gibt es nicht nur das Töten, sondern es kommt ebenso oft vor, dass Menschen einander Gutes tun, z. B. dass sie einander gesund machen, heilen. Und jeder Krieg hat einmal ein Ende und wird vom Frieden abgelöst – auch wenn man sich das in manchen Krisenregionen im Moment fast nicht vorstellen kann. Kohélet sieht mit scharfem Blick Positives wie Negatives in dieser Welt. Er blendet das Unangenehme nicht aus, sieht aber auch nicht nur schwarz, sondern ist in der Lage, die schönen Momente im Leben zu entdecken und zu benennen. Dabei verweist er auf eine besondere Qualität, nämlich die Geduld. „Alles hat seine Zeit.“ Das heisst: manchmal müssen wir eben warten. Warten, bis der richtige Zeitpunkt da ist. Warten, bis es besser wird.

Aber genügt das? Genügen die Zeilen von Kohélet, um Hoffnung zu wecken? Ist das Bild vom Rad des Lebens ein hoffnungsvolles oder eher ein trostloses?

Immerhin: Kohélet wertet nicht, weist niemandem eine Schuld zu. Ein Mensch, der Negatives erlebt, leidet nicht, weil er etwas falsch macht oder weil er Schuld auf sich geladen hat (auch nicht in einem früheren Leben). Sondern es geht prinzipiell allen gleich. Der Abstieg droht jederzeit und genauso ist der Aufstieg jederzeit im Rahmen des Möglichen. Wenn jemand Glück hat, soll er es daher geniessen, so lange er kann. Wer Pech hat, soll seine Zeit nicht mit Hadern verbringen, sondern an seinem Platz das tun, was er tun kann, um seine Situation zu verbessern.

Genügt das? Wird dieses ewige Auf und Ab nicht irgendwann zur Qual? Bräuchte es nicht auch hier, ähnlich wie im Buddhismus, etwas jenseits der Ereignisse dieser Welt? Etwas, das über das hinaus geht, was wir täglich erfahren?

Ich möchte ein Zitat aus dem Neuen Testament neben die Worte von Kohélet stellen, nicht als Korrektur, aber als Ergänzung – eine Ergänzung, die ich wichtig finde.

Ein anderer Weisheitslehrer, Jesus von Nazareth, sagt in der Bergpredigt:

***Selig sind die Armen, denn ihnen gehört das Himmelreich.***

***Selig sind die Trauernden, denn sie werden getröstet werden.***

***Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Land besitzen.***

***Selig sind, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie werden gesättigt werden.***

***(Mt 5)***

Jesus spricht mit Menschen, die sich gerade relativ weit unten im Glücksrad befinden. Was sagt er zu ihnen? „Alles hat seine Zeit“? „Keine Angst, irgendwann wird es wieder

besser“? So könnte man die Worte Jesu interpretieren. Aber ich habe den Eindruck, er macht etwas anderes. Er verheisst den Armen nicht nur eine bessere, glückselige Zukunft, oder den Benachteiligten eine allmähliche Verbesserung ihrer Position, Aufstiegschancen, sozusagen. Sondern Jesus geht noch einen Schritt weiter: Er preist die Armen und Benachteiligten jetzt schon glückselig. D.h. er kehrt das Rad quasi um: Wo unten war, ist jetzt plötzlich oben, und umgekehrt. Das wirkt im ersten Moment seltsam. Ist das nicht nur ein Schönreden der Wirklichkeit? Ich glaube, es ist mehr als das. Mir kommt wieder jene Person am Glücksrad vom Münster in den Sinn, die zuoberst steht. Dieser Mensch wird doch alles Erdenkliche dafür tun, damit das Rad sich nicht weiterdreht, und er oben bleibt. Auf die Dauer wird ihm das zwar nicht gelingen, aber wenn andere, ähnlich Privilegierte, zu ihm halten, wird es für „die unten“ zumindest sehr schwer, etwas zu verändern. Und noch etwas könnte passieren: Sowohl die oben wie die unten könnten auf die Idee kommen, dass die Verhältnisse so, wie sie sind, ganz in Ordnung sind. Nicht unbedingt für immer, aber im Moment. Im nächsten Leben ändert sich dann ja vielleicht etwas, oder in einer anderen Welt. Aber vorerst kann man nur warten. So sind eben die Spielregeln. Mir kommt es vor, als würde Jesus genau diese Spielregeln ändern. Bei Gott gelten andere Spielregeln, sagt er. Da werden Erste Letzte und Letzte Erste sein. (Mt 10)

Im Lukasevangelium erzählt Jesus das Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus. Ein Reicher weigert sich zu Lebzeiten, etwas für einen Armen zu tun, der jeden Tag vor seiner Tür liegt und ihn um Hilfe bittet. Im Jenseits muss er dann feststellen, dass die Verhältnisse genau umgekehrt sind: Nun leidet er, und der arme Lazarus kann nichts für ihn tun. Auch diese Geschichte zeigt: Nichts währt ewig. Wer jetzt reich ist, könnte in einer anderen Zeit arm dran sein. Die Pointe an der Geschichte ist jedoch: Sind wir bereit, während es uns gut geht, uns denen nahe zu fühlen, deren Schicksal schwerer ist? Aber auch umgekehrt: Gelingt es uns, solange es uns noch schlecht geht, bereits zu phantasieren, wie es wäre, wenn es uns wieder gut oder besser ginge? Das Rad also gleichsam auf den Kopf zu stellen?

Man könnte meinen, dass solche „Gedankenspiele“ nichts ändern. Tatsächlich ist davon auszugehen, dass es sehr wohl etwas ändert. Warum sonst fällt es den vom Schicksal Bevorzugten häufig so schwer, das Leid Schlechtergestellter an sich heranzulassen? Zu denen „unten“ zu schauen, das erschreckt. Es ist ein bisschen, wie wenn man vom Riesenrad herunterschaut. Es weckt eine Art Höhenangst, die Angst vor dem Herunterfallen. Aber es bewirkt auch, dass man sich mit den Leidenden identifiziert. Man ist weniger in Gefahr, zu urteilen („selber schuld“ oder so). Daraus kann ein gemeinsamer Einsatz für die Gerechtigkeit entstehen. Wenn der Abstand zwischen Oben und Unten nicht mehr so gross ist, nimmt zudem die Höhenangst ab. Und man weiss: Sollte es einem selbst mal schlecht gehen, hat es dort unten Leute, die einem Gesellschaft leisten, einen eventuell sogar auffangen.

Umgekehrt funktioniert das Gedankenspiel auch: Wenn es einem schlecht geht, kann man sich ja oft gar nicht mehr vorstellen, dass es jemals wieder anders sein könnte. Die Hindernisse liegen dann nicht nur im Aussen, sondern auch im Denken. Jesus durchbricht diese Denksperren: Habe den Mut, dir vorzustellen, wie es wäre, wenn das Gottesreich da wäre. Und wenn das gelingt, ist das Gottesreich schon zu einem Teil da – oder es hat zumindest bessere Chancen, sich zu entwickeln.

Die Vorstellungen vom Glücksrad ebenso wie die Worte des Predigers tragen befreiende Botschaften in sich: Es gibt kein ewiges Unten. Veränderungen, auch im Sinne von Verbesserungen, sind jederzeit möglich. Das Ganze ist in Bewegung. D. h. es besteht immer Hoffnung. Was aber ebenso wichtig ist: Es gibt nicht nur die Realität, die wir sehen. Es gibt auch die Realität, die wir uns vorstellen können und die uns ebenfalls sehr beeinflusst. Und es gibt die Realität, die wir uns vielleicht kaum vorstellen können, auf die wir aber trotzdem hoffen und darauf vertrauen können, dass sie uns trägt. Sie liegt gleichsam „hin-

ter“ dieser Welt oder „über“ dieser Welt oder „unter“ dieser Welt. Ein Buddhist würde möglicherweise sagen: Sie liegt in der Mitte des Rades unserer Existenz, als ruhender Punkt. Wir müssen uns nicht mehr nur auf das verlassen, was wir erleben. Das ist nur eine Realität, nicht die einzige. Sie bestimmt uns nicht total, legt uns nicht fest. Der Blick auf andere Realitäten kann befreiend wirken.

Die Bibel erzählt von diesen anderen Realitäten; so dass wir uns (als Leserin oder Leser) schon gedanklich nach ihnen ausrichten können. Und wir können diese Realitäten bereits erfahren: In der Meditation (die es im Christentum wie im Buddhismus gibt) und im Umgang miteinander.

Die Herbstmesse ist vorbei – das Riesenrad ist abgebaut. Nun heisst es wieder: Warten bis zum nächsten Jahr, bis zur nächsten Fahrt.

Wer im Riesenrad sitzt, gewinnt Abstand, von der Stadt, von den Lichtern, und auch ein Stückchen Abstand von der Alltagshektik. Von den Sorgen, die von oben viel kleiner wirken, und von den vermeintlich so wichtigen Errungenschaften.

Von oben ist die Stadt schön, und Frieden wird spürbar, ein wenig von jenem Aufgehoben-Sein, von jenem erlösten Zustand, der das Ziel und die Sehnsucht aller Religionen ist.

Etwas davon in den Alltag mitzunehmen; das Leben zu bewältigen, wenn man wieder Boden unter den Füßen hat und die Schwerkraft wieder spürt; das ist die Herausforderung. Der Blick aufs Glücksrad oder Lebensrad hilft dabei und holt das Gefühl der Befreiung zurück, genau wie die Aussagen von Jesus: „In Gottes Wirklichkeit werden Letzte Erste sein.“ Und: „Wer sich zu mir bekennt vor den Menschen, zu dem werde auch ich mich bekennen vor meinem Vater in den Himmeln.“

Amen.

Gehalten am 18. November 2012 von Pfrn. Kirsten Jäger  
Evangelisch-reformierte Kirchengemeinde Muttenz